

Regionalforschungen

Zu den Juni-Ereignissen 1953 in Stalinstadt/Fürstenberg*

Dagmar Semmelmann

Dieser Beitrag thematisiert den 17. Juni und seine Folgen in Stalinstadt/Fürstenberg. Er stützt sich auf veröffentlichte schriftliche Quellen und vor allem auf Zeitzeugeninterviews, die 1988/89 und 1992 mit ca. 75 Bewohnern Eisenhüttenstadts geführt wurden.

Fragt man Zeitzeugen nach ihrem Erlebnis des 17. Juni „vor Ort“, so hört man oftmals, hier habe doch kaum etwas Nennenswertes stattgefunden; nach ein, zwei Tagen wäre schon alles wieder vorbei gewesen und das Arbeits-Leben in normalen Bahnen verlaufen. Stalinstadt, die „erste sozialistische Stadt“, so wird erklärt, sei eben mit anderen Städten der DDR nicht vergleichbar, denn als „Schwerpunktobjekt Nr. 1“ des ersten DDR-Fünfjahrplanes habe diese Region einen Sonderstatus gehabt.

Gewiß, Besonderheiten zeichneten die hiesige Situation damals durchaus aus: Auf der einen Seite war alles noch im Werden begriffen, ein mit vielen Unzulänglichkeiten und Mängeln behaftetes Provisorium. So produzierten im Juni 1953 erst vier der geplanten acht Hochöfen, zwei weitere Hochöfen sowie ein eigenes Stahl- und Walzwerk und Nebenanlagen befanden sich im Bau; und auch von einer Stadt waren erst bescheidene Anfänge zu sehen. Baustellen und Baracken, in denen Läden, Verwaltungen, Krankenstationen untergebracht waren und die als Wohnunterkünfte für viele Hunderte Bauarbeiter dienten, bestimmten das Bild. Auf der anderen Seite gab es für die aus allen Gegenden der DDR Hierhergekommenen auch manche Vergünstigungen, z. B. die deutlich über dem DDR-Durchschnitt liegenden Löhne und ein besseres Warenangebot. Hinzu kamen die reale Aussicht auf eine moderne Wohnung und eine gute berufliche Perspektive für jene, die sich am Ort niederlassen wollten. Unter den Zugereisten dominierten junge Leute unter 30 Jahre. Es gab aber noch weitere Besonderheiten, die sich auf den realen Verlauf des Juni-Protestes am Ort auswirkten: Anders als in den historisch gewachsenen Städten und Dörfern der DDR mit ihren traditionellen, langjährig existierenden Produktionsstätten, waren die hier Arbeitenden und Lebenden erst seit kurzer Zeit (längstens seit August 1950) zusammen; und es kamen auch fortlaufend neue Leute hinzu, während andere nach kurzer Zeit wieder forzogen. Unter diesen Bedingungen eines andauernden Wechsels hatten sich 1953 noch keine festen, überschaubaren sozialen Netze herausgebildet; die Bekanntschaften und der Zusammenhalt der Menschen waren überwiegend auf kleine Kreise, auf Arbeitsgruppen und ansatzweise auf

* Vortrag am 2. Juni 2003 in Eisenhüttenstadt.

Hausgemeinschaften, beschränkt. Das Gefühl der Fremdheit und Unverbundenheit war somit noch stark verbreitet, zumal die Menschen eben auch keine gemeinsame regionale Geschichte verband. Unter diesen Umständen hatten es auch die offiziellen politischen und gesellschaftlichen Gremien (SED, Gewerkschaft) recht schwer, stabile Organisationsformen aufzubauen und einen nachhaltigen, durchgreifenden Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben.

Das traf insbesondere auf die mobileren, auch isolierter als die Hochöfner arbeitenden Bauarbeiter zu. Dabei spielte eine Rolle, daß eine Vielzahl der ca. 20000 im Eisenhüttenkombinat sowie beim Werk- und Stadtaufbau Tätigen durch auswärtige Bau- und Montagefirmen gestellt wurden (die z.B. aus Berlin, Magdeburg, Halle, Bitterfeld kamen) und ständig zwischen Arbeits- und Wohnort pendelten. Aber auch viele der in der Bauunion Fürstenberg Beschäftigten kamen aus den umliegenden Orten lediglich zur Arbeit hierher. Und noch eine weitere Besonderheit sei erwähnt: Sowohl unter diesen Pendlern als auch unter den bereits in der entstehenden Stadt Wohnenden gab es einen hohen Anteil von ehemaligen Flüchtlingen und Vertriebenen, die hier einen hoffnungsvollen Neuanfang suchten. Hoffnung auf ein besseres Leben – vor dem Hintergrund des überstandenen Krieges und der drückenden unmittelbaren Nachkriegszeit – verbanden die meisten der Hierhergekommenen mit dem hiesigen regionalen Aufbaugeschehen, und das prägte zunächst auch die Stimmung der Menschen. Ein Zeitzeuge erinnert sich daran so:

Zum Anfang, wie's Werk gebaut wurde, da war die Freude hier groß. Da mußte man wirklich staunen, wie begeistert die Menschen an die Arbeit rangegangen sind, mit großem Elan! Im Wald die Stubben gerodet, Straßen gebaut, Hochöfen gebaut. Da war das 'n richtiger Aufschwung gewesen seinerzeit.

Doch alsbald zeigte sich, daß auch der hiesige Aufbau von den allgemeinen ökonomischen Bedingungen und politischen Verhältnissen in der DDR abhing, und die hatten sich im Übergang von 1952 zu 1953 drastisch verschlechtert, so daß der Aufschwung auch hier stagnierte. Stalinstadt war eben keine autonome Insel der Seligen, um die das Unwetter einen Bogen machte. Auch hier zeigte der forcierte Industrialisierungskurs im Zuge des Aufbaus der Grundlagen des Sozialismus, wie es offiziell hieß, seine Wirkung: So wurde im Vorfeld des 17. Juni wachsender Druck ausgeübt, damit die Arbeiter die Arbeitsnormen „freiwillig“ erhöhten. Geplante Objekte im Werk und in der Stadt wurden aus Investitionsmittelknappheit verschoben oder ganz gestrichen, materielle Vergünstigungen der Beschäftigten wurden reduziert, und auch die Versorgungslage verschlechterte sich spürbar. Wie sich diese negative Entwicklung auf die Stimmungs- und Bewußtseinslage der Menschen niederschlug, beschreibt der bereits zitierte Zeitzeuge folgendermaßen:

Und off einmal ging das rückwärts; da hat denn eben an allen Ecken und Kanten was gefehlt. Ob das Lebensmittel waren, ob daß 'ne Schraube für'n Fahrrad war, ob das Ventilgummi war, ob das Sachen zum Anziehen waren. Es gab nichts mehr zu kaufen, und da war '53 grade der Höhepunkt denn gewesen. Da waren die Leute richtig echt verärgert, daß man sie unter solchen Lebensbedingungen arbeiten läßt. Und dann war's eben aus, das hat die Menschen denn ooch nicht mehr ... gejuckt hier alles, die Bauerei und nischt mehr. – Ja, das ging schon wochenlang so, daß die

Bevölkerung geschimpft und gemeckert hat: „Es wird immer schlechter“, haben sie gesagt, und da war eben die Stimmung so gewesen, daß sie eben unbedingt was ändern wollten, wo sie eben ein besseres Leben vielleicht mal mit erreichen können.

Dieser Stimmungsumschwung war allerdings auch den örtlichen Führungsinstanzen nicht verborgen geblieben. So konstatierte die örtliche SED-Kreisleitung bereits im März 1953 in einem Bericht an die Bezirksleitung eine „allgemeine Mißstimmung“ unter den Beschäftigten auf den Baustellen des Werkes und der Stadt; und auch in der Folgezeit wurde eine weitere Verschlechterung der Stimmung registriert. Dabei sah man sich nicht in der Lage, die Situation zum Positiven zu verändern, mußte man doch die „harte Linie“ öffentlich vertreten. Die von der SED-Führung und der DDR-Regierung am 9. und 11. Juni beschlossene Kurskorrektur kam zu spät, um das erschütterte Vertrauensverhältnis zwischen Staatsführung und Bevölkerung wieder herzustellen, zumal sie wie üblich „von oben“ verordnet und zudem noch ungenügend begründet wurde.

Die Korrektur traf die örtlichen Funktionäre unvorbereitet, doch erhofften sich diese davon eine Beruhigung der Situation. Gleichwohl mußten sie aber feststellen, daß die Reaktionen auf diesen sogenannten Neuen Kurs und insbesondere auch das Eingeständnis von Fehlern durch die Staatsmacht recht unterschiedlich - und vielfach nicht so wie erwünscht ausfielen, falls die Bürger diese Politikkorrektur überhaupt zur Kenntnis genommen hatten. So berichtete der Erste SED-Kreissekretär Dahinten am 16. Juni 1953 an seine Vorgesetzten, daß die Regierungserklärung öffentliche Diskussionen ausgelöst hätte, wie sie „seit Jahren nicht zu beobachten waren“, um dann weiter festzustellen, dabei „gehen die Meinungen extrem auseinander“; jetzt würden „viele ihre tatsächliche Einstellung“ zum Ausdruck bringen; es würden sich auch „oppositionelle Strömungen bemerkbar“ machen und vereinzelt würde sogar die Forderung nach Rücktritt der Regierung geäußert (so in der Jugendschicht der Hochofenmechanik des Eisenhüttenkombinates). Grund zur Beunruhigung gestand man sich jedoch nicht ein; daß eine offene Konfrontation unmittelbar bevorstand, sah man ebenso wenig voraus, dünkte man sich doch bei aller Verunsicherung vermutlich immer noch als Herr der Lage. Doch überrascht wurden nicht nur die Funktionäre von der Juni-Erhebung, sondern auch die meisten anderen Zeitgenossen, seien sie nun parteipolitisch gebunden oder nicht, politisch interessiert oder gänzlich unpolitisch. War es in Berlin bekanntlich bereits am 16. Juni zu Arbeitsniederlegungen und zur Demonstration gekommen, begann der Massenprotest in Stalinstadt – wie in anderen DDR-Städten auch – erst am 17. Juni. Lediglich die Hafendarbeiter im Neuen Hafen waren bereits tags zuvor in einen Bummelstreik (wegen der Normenfrage) getreten, ohne daß davon eine Signalwirkung ausgegangen wäre. Wie sah nun der 17. Juni in Stalinstadt konkret aus? Wo und wie begann sich der Protest zu entwickeln?

Aus schriftlichen Quellen geht hervor, daß er durch die Nachricht von der Berliner Bauarbeiterdemonstration ausgelöst wurde, die mit der Frühschicht am 17. Juni in die Stalinstädter Betriebe kam. Offenbar hatte man durch westliche

Rundfunksender, besonders den Rias, aber auch durch Direktkontakte nach Berlin von den dortigen Ereignissen gehört, und darüber wurde nun unter den Bauarbeitern auf dem Werkgelände, aber auch in der Stadt vielerorts mehr oder weniger heftig diskutiert. Ein anderer Teil der Bauarbeiter war jedoch am Morgen noch völlig uninformiert, so daß wie immer die Arbeit aufgenommen wurde. Doch im Laufe des Vormittags verbreiteten sich Nachrichten oder Gerüchte von den Unruhen im Lande, und im Ergebnis der Diskussionen kam es teilweise auch hier zu Arbeitsniederlegungen.

Allerdings erweist sich schon an diesem Punkt die schriftliche und erst recht die mündliche Überlieferung als äußerst lückenhaft bzw. vage. Aus den Zeugnissen geht lediglich hervor, daß sich ein oder *der* Kristallisationspunkt des Protestes auf dem Bauplatz des V. Hochofens herauschälte, wo die Bauunion Fürstenberg, Stahlbau Magdeburg, Bergmann-Borsig aus Berlin-Wilhelmsruh und Ofenbau Leipzig tätig waren. Es läßt sich nicht mehr genau ermitteln, welche Brigaden dabei die Pionierrolle spielten, wer in ihnen das Wort führte, ob ein regelrechtes Streik- und Sprecherkomitee gebildet wurde. Unklar ist auch, ob ein Aktionsplan beschlossen und ein Forderungskatalog aufgestellt und wie die Kommunikation mit anderen Beschäftigtengruppen hergestellt wurde. Aus Schilderungen von Zeitzeugen geht allerdings hervor, daß Vertreter der Aufbegehrenden zu den Beschäftigten anderer Bauobjekte auf dem Werkgelände und in der Stadt geschickt wurden, die die dort Arbeitenden zur Arbeitseinstellung aufforderten. Vielfach wurde die Arbeit dort dann auch niedergelegt, sei es, weil man selbst so gestimmt war, sei es, daß man sich dem Druck der recht entschieden, mitunter sogar drohend auftretenden Streikausrufer beugte. Augenzeugen berichten, daß es in dieser Phase auch schon vereinzelt zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen diesen Protest-Akteuren und den sich ihnen widersetzenen Arbeitswilligen kam. Aus den mündlichen Zeugnissen entsteht der Eindruck, daß unter den Bauarbeitern, insbesondere denen, die Frühschicht hatten, Unsicherheit und Unentschlossenheit, wie man sich in dieser überraschend eingetretenen, unklaren Situation verhalten solle, recht verbreitet waren. Das galt offenbar auch für die Funktionäre und leitende Betriebsangehörige, von denen viele wie die meisten ihrer Unterstellten zum ersten Mal mit einem Streik konfrontiert wurden. Um eine Eskalation zu vermeiden, aber mitunter wohl auch um die Streikfront zu schwächen, schickte ein Teil der Bauleiter die ihnen Unterstellten wieder nach Hause. Doch die meisten Bauarbeiter verharrten vermutlich bis zum Feierabend um 14 Uhr in Abwartehaltung auf ihren Baustellen oder in Pausenräumen.

Wie sich diese facettenreiche, widersprüchliche Situation während der Frühschicht in der Erinnerung von Zeitzeugen darstellt, soll nun an einigen Auszügen aus Bauarbeiter-Interviews von 1992 gezeigt werden:

Ein damals dreißigjähriger, verheirateter Brigadier berichtet:

Ich arbeitete damals mit meiner Brigade im Straßenbau bei den ehemaligen Verwaltungsbaracken des Eisenhüttenkombinates. Wir befestigten dort Plätze und Straßen. Am 17. hatten wir so wie immer unsere Arbeit aufgenommen, und es war so gegen 9 Uhr, als wir den Krach vorn am Eingang erlebten. Es war dazumal auf

dieser Straße noch eine Entladung für Braunkohle. Da merkten wir, daß dort etwas nicht stimmte, viel Aufruhr und Krach. Man hatte da von der FDJ aus Fahnen uffgezogen usw., und die FDJler wollten weiterarbeiten, und andere taten sie an der Entladung hindern. Und da gabs dann Schlägereien, und da haben wir denn noch gesagt: „Na, was ist denn da los?!“ Wir taten dann trotzdem weitermachen, und dann kamen auch welche zu uns und sagten: „Los, ihr haltet hier auch an, sonst holen wir euch hier raus!“ Und da haben wir gesagt: „Na, was machen wir denn da?!“ – „Na ja“, sagte ich, „kommt, nun setzen wir uns erschtmal rein in die Halle, damit wir nicht...“ Wir wußten ja nicht, um was es geht, bis ich zu unsrer Bauleitung ins Werk ging und mich erkundigte. Der für uns verantwortliche Bauleiter sagte mir: „Bleibt ruhig, verhaltet euch still und arbeitet heute nicht weiter. Wir müssen erst mal abwarten, was wird.“ So ging ich denn zurück zu meinen Leuten und sagte: „Leute, für heute ist Feierabend, packen wir unser Zeug ein; dann müssen wir mal sehn, was morgen ist.“

Ähnliches berichtet ein damals jung verheirateter Bau-Tischler:

Also, für mich kam das überraschend. Man hat auch gar nicht so mit anderen darüber gesprochen, daß irgendwie was war oder so. Da bin ich denn am 17. zur Arbeit gefahren, wie jeden Tag, und dann bin ich hingekommen, und denn hat der Meister gesagt: „Ihr macht, daß ihr nach Hause kommt, so schnell wie möglich. Seht zu, daß ihr das schafft. Denn es ist hier im EKO-Gelände was im Gange. Hier ist irgendwie Revolte, Unruhe.“ - Und dann sind wir gegangen, alle 12 Mann. Hauptsache, wir kriegten bezahlt. Ne, auf den Gedanken, dort mitzumachen, sind wir gar nicht gekommen.

Völlig konsterniert reagierte eine damals 19jährige Brigadierin einer weiblichen Straßenbaubrigade:

Na, am 17. früh bin ich um 5 mit dem Bus von Rießen zur Arbeit gefahren. Da haben wir so enen kleenen Schuppen gehabt, da war'n die Schippen und alles mit drin, und da haben wir uns umgezogen. Und denn hat der Einsatzleiter gesagt: „Ihr geht auf Gleis 19 oder 21“, weiß ich nicht mehr, „da stehen Mauersteine, und die ladet ihr aus, wohin wißt ihr ja“, und dann sind wir losgezogen. Und da haben wir bis um zehne rum hintereinander gearbeitet, und denn kamen hier Leute von Bergmann-Borsig mit Eisenstangen und Schippen, die hatten schon den ganzen Vormittag in ihrer Bude gesessen, und die haben uns dann vertrieben, haben gesagt: Wir sollen die Arbeit niederlegen, es wird gestreikt. Wir haben gefragt: „Warum denn, warum denn?“ Da haben die aber nur gesagt: „Wenn ihr jetzt nicht gleich geht, hauen wir euch die Brechstange über den Kopf.“ Und dann haben mich meine Kolleginnen alle groß angeguckt, und (ich habe denn gesagt): „Na, dann müssen wa geh'n.“ Und dann sind wir los, haben uns hinter die Steine gesetzt, und da haben wir bis um 2 Uhr hinter die Steine gesessen.

Nicht ganz so unvorbereitet traf einen Zimmerer-Brigadier aus der Stadt die Situation:

Zu der Zeit war ich Brigadier und habe mit meiner Brigade an dem Block gegenüber vom Krankenhaus in der zweiten oder dritten Etage Balken verlegt. Am 17. hatten

wir Fröhschicht. Und da haben denn einige diskutiert, die Maurer fingen an, na, und denn haben wir mitdiskutiert, und dann wurde die Arbeit niedergelegt. Und denn nachher kam der Aufbauleiter und hat mit uns diskutiert, daß das doch Quatsch wär': „Bis jetzt habt ihr doch euer Geld verdient, und das werdet ihr weiter verdienen.“ Der wollte uns zur Aufnahme der Arbeit überreden, aber im Großen Ganzen hat dann keiner mehr gearbeitet. Aber – na, sagen wir mal, zu 'ner richtigen Revolte ist es da auf der Baustelle nicht gekommen. Wir haben gesagt: „Macht euren Krempel alleene; wir gehen erschtmal nach Hause.“

Ähnliche Schilderungen ließen sich fortsetzen. Stimmen von Wortführern oder Sprechern und Anführern der Streikenden können leider nicht wiedergegeben werden, da keiner von ihnen in Eisenhüttenstadt mehr zu finden war. Demgegenüber haben aber mehrere in der SED organisierte Verteidiger der angegriffenen Staatsmacht von ihren Erlebnissen am Vormittag bzw. um die Mittagsstunden des 17. Juni in Stalinstadt erzählt. Zwei von ihnen sollen hier zu Wort kommen.

Zunächst der damalige 2. Sekretär der FDJ-Kreisleitung, der sich an die Zuspitzung der Situation in der Stadt aus der Gegenperspektive eines überzeugten DDR-Anhängers so erinnert:

An dem Tag war ich bettlägerig; ich hatte hier am Hals son dickes Geschwür und sollte mich nicht bewegen, weil die Gefahr des Durchbruchs bis zur Halsschlagader bestand. Aber wie ich da draußen den Lärm hörte, konnte ich nicht drinne bleiben. (...) Vor unserem Wohnhaus gab's ja'n mächtigen Auflauf. Und da standen wir denn, der Heinrich Mrorsko und ich, Rücken an Rücken und haben mit den Bauarbeitern diskutiert. Es gab heftige, aber recht vernünftige Diskussionen, aber außen herum war dann immer ein Ring, sehr oft aus Zimmerleuten mit ihren bekannten Äxten, die schrien: „Hackt doch den Brüdern den Schädel ein!“ und was da alles für Losungen flogen. Wir hatten uns, wie gesagt, beide Rücken an Rücken gestellt, damit wir uns praktisch verteidigen konnten, denn man mußte ja mit Übergriffen ständig rechnen. Was die Diskussionspunkte waren? Na ja, das ist alles Schwindel, was da erzählt wird. In der Richtung. (...) Und plötzlich rief meine Frau aus dem Fenster – wir wohnten in der 2. Etage: „Die 'Freunde' kommen!“ Da kamen die an, dort um die Ecke rum, wo die Post ist – das waren aber Panzerspähwagen -, und da war die Straße leer. Aber die sind nur durchgefahren in Richtung „Aktivist“, und dann rüber auf die „Insel“ ins Wohnlager Helmut Just. Da hatten die Bauarbeiter ihren Betriebsleiter festgesetzt. (...) Nachdem die fort waren, standen wir beide wieder alleine da. Alleine. Und die Situation wurde praktisch immer brenzlicher. Wir haben immer wieder versucht, über die Beschlüsse der Regierung zu sprechen und was festgelegt ist. Und nach zwei Stunden war das so heiß geworden, und dann kam zum Glück unser Polizeikommando hier, zwei Wachmeister mit neun Polizisten da mit 'm grünen Wagen an. Da war im Moment Ruhe entstanden, aber dann waren sie wieder fort, na, und dann wurde es ja noch schlimmer. – Ich habe mich dann zurückgezogen. Ich mußte ja ein klein wenig auch an meine Gesundheit denken.

Zurückhaltender schildert eine Sachbearbeiterin aus der sog. Kaderabteilung der Bauunion ihren Diskussions-Einsatz um die Mittagszeit des 17. Juni „vor Ort“:

Als ich am 17. Juni zur Arbeit kam, da wußte ich noch nicht, was hier bei uns los war. Unser Direktor und unsere Parteileitung informierten uns dann erst mal. Und darüber wurde gesprochen, und dann hieß es eben, wir müssen (auf die Baustellen gehen), um die Leute zu beruhigen, daß hier bei uns im Betrieb Ruhe bleibt. Und dann wurden wir aufgeteilt. Ich bekam den Auftrag, zur Wohnstadt runterzugehen, zum Helmut-Just-Lager. Es hieß nämlich, vom EKO kommt so'n Strom Demonstranten. (...) Da bin ich denn los, na ja, ooch mit gemischten Gefühlen; ich hatte zwar nicht solche Angst, war ja damals noch nicht verheiratet, aber Hosianna hab ich ooch nicht gerufen. Bin ja ganz alleine da runter gestieft, und da war mir ooch nicht ganz gut zumute. Dann hab ich noch überlegt: „Mensch, läßtste das Parteiabzeichen dranne oder machste 's ab?“ – „Ne“, dachte ich, „laß es dranne; egal, wie es kommt.“ (...) Bin also runter zum Justlager. Nun waren ja auch viele Frauen da drin, und die waren so ausgeflippt damals. Alle dachten se nun, sie können die Welt erobern. Da kamen denn ooch 'n paar Frauen an, die bloß 'ne Kittelschürze an hatten und nischt drunter und liefen da so rum. Die habe ich mir beiseite genommen, ich sage: „Schämt ihr euch denn gar nicht?“ – Da haben die gesagt: „Ne; klar, können wir det; wir wollen frei sein!“ So ungefähr. – „Aber so doch nicht!“, sag ich, „Mensch, zieht euch doch wenigstens 'n Schlüpperken an; ihr müßt doch nicht so rumrennen hier; das ist doch nicht schön!“ – Na ja, da sind sie denn ooch ringegangen in ihre Baracke. Und viele Bauarbeiter standen ja auch vor der Baracke und haben nun gewartet auf die Dinge, die da kommen. Hab die denn ooch angesprochen, aber was ich gesagt hab, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. (...) Na, und ich hatte denn gedacht: „Na ja, wenn die durch 's Justlager ziehen, dann ist Ruhe, dann hören sie auf.“ Die sind aber denn weiter nach Fürstenberg runter, und da haben sie sich ja erst noch mal ausgetobt. – Das hab ich aber nicht miterlebt. Ich bin denn nach 'ner Zeit wieder zurückgelaufen – zur Kaderabteilung. (...) Na ja, es war an dem Tag ziemlich hektisch alles. Und da hat man ja ooch gedacht: Na, wie soll das nun weitergehen?

Aus schriftlichen Überlieferungen ist zu entnehmen, daß sich zum Schichtwechsel gegen 14 Uhr auf dem Bauplatz des V. Hochofens ca. 150 bis 200 Bauleute versammelten und sich unter der Losung: „Solidarität mit Berlin!“ zu einem lockeren Demonstrationszug formierten. An dessen Spitze marschierten mit Äxten und Hämmern bewehrte Zimmerleute. Diese kleine Gruppe von Demonstranten bewegte sich nun durch das Werkgelände und forderte die dort Beschäftigten lautstark auf, sich ihnen anzuschließen. Während das viele Bauarbeiter der passierten Baustellen auch taten, folgten die Hüttenwerker bis auf wenige Ausnahmen diesen Rufen nicht, und die Hochöfner stellten sich den demonstrierenden Bauarbeitern bekanntlich sogar kämpferisch entgegen: „Wer die Treppe zur Abstichbühne hochkommt, fliegt in die Eisenpfanne!“ Worauf die abweisende Haltung der „roten Hochöfner“, wie sie danach genannt wurden, zurückzuführen und wie sie zu verstehen ist, das soll hier nicht näher ausgeführt werden. Jedenfalls zogen die Bauarbeiter an den Hochöfen vorbei und weiter durch das Gelände zum Werkausgang. Die lokalen politischen Führungskräfte, die durch diese Entwicklung

der Dinge schockiert waren, versuchten nun ihrerseits, den Demonstrationenzug aufzuhalten bzw. zu zerstreuen, indem sie ihre Informanten und Agitatoren hineinschickten.

Während diese wohl kaum etwas auszurichten vermochten, verließen am Werkort nicht wenige Bauleute von sich aus den Zug, um mit den Schichtbussen nach Hause zu fahren. Ihre unmittelbaren persönlichen Belange standen ihnen offenbar näher als allgemeine, politische Angelegenheiten; oder sie zogen es vor, sich nicht weiter in eine solche riskante, auch unsichere Protestaktion einzulassen – zumal dann, wenn sie mit ihrer derzeitigen Lebenslage nicht massiv unzufrieden waren. So war der Demonstrationenzug, als er vom Werkeingang in die Stadt einschwenkte, noch nicht sehr viel größer geworden. Bei Durchquerung der Stadt erhielt er weiteren Zulauf speziell von Bauarbeitern, kaum von Angestellten. Das äußere Bild des Zuges wirkte recht chaotisch und turbulent: Es wurde geschrien und gehöhlt, auch immer wieder mal ein Lied angestimmt, mit Bier- und Schnapsflaschen, aus denen man sich Mut antrank, gewinkt, aber auch mit Hämmern und Knüppeln herumgefuchelt, wenn angesprochene Bauarbeiter nicht mitkommen wollten. Es ging hier eben nicht – wie bei staatlich angesetzten Demonstrationen – ordentlich und gesittet zu. Das wirkte auf manche Zeitgenossen eher abstoßend, zumal sich eine gewisse Aggressivität und Gewaltbereitschaft bei einzelnen Demonstranten bereits hier andeutete. Im nachhinein wurde diese Gewalttendenz, die in Fürstenberg eskalierte, seitens der SED-Führung genutzt, um bei der Bevölkerung eine Verurteilung oder Abgrenzung vom Protest bzw. seinen sogenannten Rädelsführern zu erreichen.

Aber mehr noch als das äußere Bild des Demonstrationenzuges irritierte viele Bauarbeiter die Unklarheit über Inhalt, Ziel und Zweck des so plötzlich ausgebrochenen Aufbegehrens. Auch aus den laut gerufenen Losungen, wenn man sie denn in dem Tumult verstand, wurde man nicht recht klug: Ging es den Demonstranten um eine Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse (Zurücknahme der Normerhöhung, bessere Versorgung, Herabsetzung der HO-Preise) oder demonstrierte man für politische Ziele (Rücktritt der Regierung, freie Wahlen, Freilassung aller politischen Gefangenen, Beseitigung der Oder-Neiße-Grenze)? Viele konnten oder wollten sich nur mit den ökonomischen Forderungen identifizieren, mit den primär politischen dagegen nur bedingt oder gar nicht; jedenfalls scheuten viele davor zurück, sich öffentlich dafür zu exponieren, es sei denn, man wurde von der Gruppenstimmung mitgerissen.

So waren denn viele der auf ihren Baugerüsten verharrenden Bauleute, als der Zug bei ihnen vorbeikam, hin- und hergerissen; manche blieben auch ziemlich unberührt und gleichmütig, als wenn sie das Geschehen nichts angehe. Nur bei einem Teil der Erbauer von Stadt und Werk war der Unmut über die schlechten ökonomischen und politischen Verhältnisse der DDR unter SED-Führung so stark, daß sie sich spontan und freudig der öffentlichen Protestbekundung anschlossen. Andere dagegen, die sich der Demonstration zwar auch sofort angeschlossen hatten und zunächst auch sehr kämpferisch aufgetreten waren, scherten dann jedoch wieder aus, als sie deren politischen, gegen die Staatsmacht gerichteten Charakter wahrnahmen bzw. als ihnen die Sache zu brenzlich wurde. So gab es im Zug durch die Stadt einen

ständigen Zulauf und Absprung, doch insgesamt gesehen war er wohl bereits auf mehrere hundert Teilnehmer angewachsen, und als er dann durch das Helmut-Just-Lager zog, schlossen sich ihm viele der dort untergebrachten Bauarbeiter an. Unter denen gab es offenbar nicht zuletzt wegen ihrer mangelhaften Lebensbedingungen eine große Protestbereitschaft.

Die Reaktionen auf die Demonstration waren, wie gesagt, äußerst verschieden. Aus meinen Befragungen von Zeitzeugen ergibt sich ein breites Spektrum von Motiven sowohl zum Mitmachen als zum Sichheraushalten oder Wiederausscheren, zum bloßen Beobachten als auch zum Sichverweigern oder sogar Sichentgegenstellen. Zur Veranschaulichung für diese Einstellungsvielfalt seien im folgenden wieder einige Interviewstimmen zitiert:

Ein damals 25jähriger, jung verheirateter Transportarbeiter, späterer Gewerkschaftsfunktionär erzählt:

Ich war in dieser Zeit in Mielenzhafen beim Bauumschlag tätig. Dort hatte man viel Kontakt mit den Leuten der Schifffahrt, die ja weit umherkamen und dementsprechend auch das Neueste uns hier immer wieder mitteilten, und so wußten wir, daß sich in Berlin doch einiges tat. (...) Am 17. Juni - wir hatten Spätschicht - taten wir unsere Arbeit wie immer, (...) und plötzlich kamen unsere vollbeladenen Züge wieder in den Mielenzhafen zurück und unsere Lokführer und Heizer teilten uns mit: „Auf der Werkstraße dreht sich nichts mehr, wir kommen nicht durch, dort ist ein großer Demonstrationszug.“ (...) Dann haben wir uns dort in Mielenzhafen soweit als Arbeiter verständigt, daß wir uns dem anschließen, um unsere Meinung kundzutun, daß wir mit den Gegebenheiten, d.h. mit der drastischen Normerhöhung über Nacht, nicht einverstanden sind und daß wir für unser Geld 'ne dementsprechende Ware erhalten wollen. (...) Und als der Zug bei uns vorbeikam, schlossen wir uns auch sofort an. Ich bin aber nur bis hinter'm Krankenhaus mitgegangen, weil mir das nicht gefallen hat, wie sich dort verschiedene (verhielten). (...) Wir sind dann noch in die alte Ladenstraße gegangen, haben uns ooch 'n Bierchen und 'n Schnaps geholt und getrunken und uns gegenseitig Mut gemacht: „Na ja, nun wird schon alles wieder werden“, und sind dann zu unserem Mielenzhafen wieder zurückgegangen, haben aber nicht mehr gearbeitet, sondern sind zu einem Barkassenführer (gegangen), der für uns die Schlepparbeiten der Kähne absolviert hat. Der hatte nämlich ein Radio, und da hat man natürlich auf seinem Kahn gehört, was gibt es nun Neues, was ist in Berlin los. Weil, na ja, Dreh- und Angelpunkt waren ja nun letztlich die Bauarbeiter aus der Stalinallee. (...) Na ja, und dann wurde über Lautsprecher verkündet, daß Sperrstunde verhängt ist, und da mußte man dann zusehen, wie man nun zum Bahnhof runterkam und in den Zug nach Neuzelle. (...)

Ein seinerzeit 32jähriger Brigadier, später SED-Mitglied, Meister einer Tiefbaubrigade auf dem EKO-Gelände, erinnert demgegenüber einen eher äußeren Anstoß zum Mitdemonstrieren:

Also, wir hatten Spätschicht am 17. Wir sind zur Schicht gekommen, hatten die Schicht grade begonnen, und plötzlich kam dann der Zug. Es waren hauptsächlich

Zimmerleute, die dann zu uns gekommen sind: „Arbeit niederlegen! - Kommt ihr freiwillig? Sonst gibt's was mit dem Hammer!“ Da hab ich denn gesagt: „Los, Handwerkszeug wegbringen, gehen wa mit!“ Ich wußte ja nicht, zu was für'n Ende das führt. Die Zimmerleute meinten: „Ja, geht mit zum Marktplatz, da werden Forderungen gestellt - mit den Normen und so.“ - Na, mit den Normen habe ich dazumal sowie so Erfahrungen gehabt, die nicht ganz „echt“ waren, wo Leute, Arbeitsnormer, sich rausgenommen haben, Leistungen zu streichen, die wir wirklich gemacht hatten und so. Na, ich dachte in der Richtung passiert was. Aber wie wir dann unterwegs waren und wie sie die Lehrlinge vom Wohnungsbau damals bedroht haben, wenn sie nicht runterkommen, werden sie die Rüstung zusammenfallen lassen und so'ne Dinger, (das hat mir schon nicht mehr gepaßt.) Aber richtig begriffen, was vorging, habe ich erst, wie wir dann in Fürstenberg auf dem Marktplatz waren(...)

Dagegen schloß sich ein damals 35jähriger, selbständiger Fuhrunternehmer aus Fürstenberg spontan einer Gruppe von Demonstranten an, scherte dann aber wieder aus, als ihm das Ziel des Zuges zweifelhaft wurde:

Es ging los. Wir haben's im Radio gehört. Ich war am 17. an der Kippe Doil. Das war dort, wo das Schwesternheim bzw. die Schule auf der Ecke ist. Ich stand da mit meinem LKW, halbbeladen mit Kies. Da haben die Bauarbeiter sich alle formiert, zum Marsch, und ich habe mich auch angeschlossen. Wir haben noch schnell den Kies da runtergeschmissen, und dann ging's los - in Richtung EKO. Dacht' ich: „Was sollste 'n da im EKO drin? Fährst Richtung Fürstenberg, nach Hause.“ - Na ja, es war für uns damals 'ne schlechte Zeit gewesen. (...)

Wieder anders erlebte ein damaliger Maurer vom Wohnungsbau, späterer Brigadier, parteilos, den 17. Juni. Er schildert aus der Perspektive eines jung verheirateten Familienvaters seine Begegnung mit dem Demonstrationzug folgendermaßen:

An dem Tag hatten wir Frühschicht gehabt. Wir haben gearbeitet; da war bei uns noch gar nichts. Na ja, wir haben uns zwar auf unserer Baustelle ooch schon unterhalten: „Was ist denn los?“ oder „Mensch, haste denn gehört?“ Und jeder hat gesagt: „Also, jetzt müssen wir mit einsteigen“, aber wie und was...? Das war ja noch nicht so richtig durchgedrungen, daß auch hier gestreikt wird. Das war ja nicht organisiert gewesen. Und das war das Schlimme. Wir haben auf 'was gewartet, und das kam nicht. Und da haben wir bis Feierabend, bis um 2 Uhr, gearbeitet, und dann bin ich anschließend mit meiner Frau und Schwiegervater einkaufen gegangen, haben Möbel gekauft, wo jetzt der „Lunik“ ist. Das war früher 'ne Möbelbaracke. Und von da aus sind wir nach Hause gezogen. Und so um fünf rum - ich weiß es nicht genau - kam dann der Demonstrationzug an. Die kamen denn auf uns los, und 'n paar meinten: „Ach, hier kriegen wir ja gleich...“ Die Tischbeene wollten se denn auseinanderruppen. Da sagte ich denn: „Nu laßt man den Krempel sin, ich bin dasselbe wie ihr, und vergreift euch nicht noch an meine Möbel. Könnt ja machen, was ihr wollt, aber...“ Da waren ja schon 'n paar Kräftige dabei, aber das hat sich denn abgedämpft, und denn haben wir gemacht, daß wir rauskamen aus dem Tumult, daß wir unsere Möbel nicht noch los wurden, denn das war ja für uns Geld gewesen. (...) - Bei uns ging es denn andern Tag erst los.

Auch aus schriftlichen Überlieferungen geht hervor, daß sich der Demonstrationzug am späten Nachmittag aus der Stadt in Richtung Fürstenberg bewegte. Warum sich die Demonstranten gerade dorthin wandten und nicht vor die zuständige Stalinstädter SED-Kreisleitung zogen, ist unklar. Vermutlich war damals nur wenigen Bauleuten bekannt, daß mit der am 1. Februar 1953 erfolgten Vergabe des Stadtrechtes die Wohn- bzw. Stalinstadt aus der Verwaltung durch Fürstenberg entlassen worden war. Die Demonstranten vermuteten die Verantwortlichen offenbar nach wie vor im Fürstenberger Rat- bzw. Parteihaus, so daß sie dorthin zogen. Auf dem Marsch nach Fürstenberg war der Zug schätzungsweise auf über 1000 Menschen angewachsen und unterwegs schlossen sich ihm weitere Menschen an, unter anderem auch Beschäftigte aus Betrieben in Fürstenberg. So auch ein damaliger Meister, Lehrausbilder im VEB Möbelindustrie. Anders als fast alle der bisher Zitierten war er innerlich auf diesen sogenannten Tag X vorbereitet und vor allem hatte er primär politische Gründe, sich an der Demonstration zu beteiligen, lehnte er doch die SED-Diktatur im allgemeinen und die „Russen-Hörigkeit“ der SED-Führung im besonderen ab. Doch hielt er sich mehr im Hintergrund des Geschehens, da er den Erfolg einer solchen spontanen Protestaktion eher gering einschätzte. Hier sein ausführlicher Bericht:

Die Stimmung gegen die DDR-Regierung spitzte sich immer mehr zu, und die hat sich dann am 17. Juni entladen - erst mal in Berlin und dann wohl zur gleichen Zeit auch in Leipzig und anderen Städten. Wir hatten im Betrieb mehrmals Nachrichten gehört und wußten, was sich dort abgespielt hatte. Und dann sickerte irgendwie die Nachricht durch, daß auch im EKO gestreikt wird und daß sich ein Demonstrationzug in Richtung Fürstenberg bewegt. Und so war's denn auch gewesen. (...) Wir haben gearbeitet, und ungefähr um 17 Uhr kam der Zug bei uns vorbei, und da haben wir uns dem angeschlossen. Es wurden immer mehr. Wir marschierten dann runter nach 'em Bahnhof bis zum Marktplatz. Dort verteilte sich alles ein bißchen. Und die, die vorne marschierten - ich war nicht dabei gewesen - die begehrten dann Einlaß ins Rathaus. Und dieser Einlaß wurde abgewehrt, wurde versagt. (...) Das war dann natürlich für die Massen... Einige waren, ich möchte sagen, wirklich angetrunken (...). Ich weiß noch, der eine ist da raufgeklettert auf 'n Mast und rief: „Mein Volk!“ - Also, ich muß sagen, hier war keine Organisation oder so etwas dahinter. Es waren zwar einige dabei, die sich als Sprecher hervortun wollten oder darauf einwirken wollten, aber... Was wurde denn nun überhaupt verlangt? Die Rücknahme der Normen und bessere Lebensbedingungen. Das war wohl das Wichtigste gewesen; die beiden Punkte sind mir noch in Erinnerung von dem, was gefordert wurde. Jedenfalls heizte sich die Stimmung immer mehr auf, und so passierte folgendes: Auf dem Marktplatz in Fürstenberg war damals doch eine riesige Säule aufgestellt mit Losungen wie: „Der Sozialismus siegt!“ oder „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“ usw., also diese ganzen Parolen waren rundum angeschrieben. Mächtig hoch das Ding. Ja, und die Zimmerleute, die sind da rangegangen, erst haben sie daran geschaukelt - ich weiß das noch ganz genau, weil ich an der Ecke dort stand -, und dann mit einemmal fiel das ganze Ding unter

dem Gejohle der Umstehenden um. Und so ungefähr hat man sich symbolisch den ganzen Niedergang dieser Parolen, dieser ganzen Theorie des Sozialismus, des damaligen Sozialismus vorgestellt: eines Tages bricht das zusammen, dann ist nichts mehr da, dann müssen wir da noch die Trümmerhaufen (beseitigen). Und jetzt war natürlich... Der Einlaß ins Parteihaus wurde immer noch verwehrt. Oben im Gebäude erschien einer in der Uniform der Kasernierten Volkspolizei und nahm den Fotoapparat und fotografierte (die Menge). Ja, und es wurde gerufen, er soll nicht mehr fotografieren. Trotzdem hat er weiter fotografiert. [Und das hat die Leute aufgebracht]. Unten sind sie nicht reingekommen ins Gebäude, da haben sie dann die Fahnenmasten an die Fenster angestellt, und die Zimmerleute sind dann hochgeklettert wie die Affen und waren dann dringewesen. Und es dauerte nicht lange, dann kam 'ne Mütze rausgeflogen und der Fotoapparat, auseinandergenommen, mit dem Film ebenfalls hinterher. Was sich dort drin abspielte (weiß ich nicht). Es mag sein, daß er Schläge gekriegt hat – das haben die anderen auch -, aber man hat nie gehört, daß da einer von denen getötet wurde. Dann wären die Maßnahmen härter gewesen, denke ich, die man gegen die Menschen, die dort teilgenommen haben, durchgeführt hat. - Kurze Zeit später, wie das Ganze so im Gange war, (...) kam dann eine Gruppe von Volkspolizisten (...) eng aufgeschlossen anmarschiert - unter dem Gejohle der Menschen, der Massen kamen sie anmarschiert. Sie haben dann überall rumgeschlagen - mit Fäusten und Knüppeln. Ich weiß, der eine hier, der hatte das Auge verletzt, das war ganz blutig geschlagen. Ich wollte noch mit ihm ins Krankenhaus gehen, aber ich bin dann noch bei Danschke vorbei - der stand vor der Tür seines Geschäftes -, und dann hieß es auch schon: „Jetzt kommen die Russen!“ Ich stand zwischen Rathaus und Schützenstraße, als die Russen kamen. (...) Da kamen sie angefahren, aber nicht mit Panzern, sondern mit Fahrzeugen mit Schützen drauf, also mit Infanterie. Der Kommandeur, der blieb in seinem Jeep stehen und zeigte, was die machen sollen, wie die sich entfalten mußten. Sie haben wirklich nur in die Luft geschossen, muß ich sagen; es wurde niemand angeschossen. Die Massen, wir wurden nun abgedrängt, und ich ging dann um das Rathaus herum, wollte zu meiner Frau, die in der Zwischenzeit auch dort am Rathaus zu Verwandten gekommen war; ich wußte, wo sie war. Ich ging also nun mitten zwischen den Russen durch; die Hände habe ich so über Kreuz gehabt, gewinkt, und bin auch unbehelligt zu dem Geschäft gekommen, wo meine Frau da gewartet hat. Sie war hochschwanger. Und wir wollten dann nach Hause. Aber erst blieben wir noch 'n Weilchen dort, und dann sahen wir die Russenautos. Da saß auf einem vorne auch ein Berufsschullehrer, und der hat immer gezeigt: Da und da und dort. Und die Russen runter, den geschnappt, hinten aufgeladen. Wir sind dann los nach Hause. Und als wir dann in der Bahnhofstraße waren und bei meinem Chef vorbeikamen, da guckte der aus 'm Fenster und hat uns zu sich reingewinkt. „Mensch“, sagt er, „da ist ja was los. Wie soll denn das bloß weitergehen?!“ - Ich sage: „Also, so wie die Sache aussieht: Wer die Macht hat, hat das Recht, und so wird 's auch bleiben.“ - Na ja, wir gingen dann die Bahnhofstraße hoch, kamen zum Bahnübergang, (...) und gelangten unbehelligt nach Hause. Und da haben wir natürlich überall Nachrichten gehört. Der Rias hatte

natürlich bessere Nachrichten, und auch der Londoner Rundfunk, der hat wirklich Bescheid gewußt. Und am nächsten Tag hörten wir dann: „Mensch, den und den haben sie verhaftet...“ (...) Ja, das war dann natürlich ein schwerer Rückschlag.

War dieser gegen das SED-Regime eingestellte, höchst wache Beobachter des Geschehens in Fürstenberg ohne Schaden zu nehmen nach Hause gekommen - er sollte allerdings noch im gleichen Jahr ins Visier der Staatsmacht geraten und 1954 zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt werden -, so geriet ein nur neugierig zuschauender junger Transportarbeiter bei der Auflösung der Demonstration auf dem Fürstenberger Marktplatz in die Fänge der Polizei. Sein Fall zeigt, wie willkürlich bei den Verhaftungen vorgegangen wurde. Hier seine Schilderung:

Am 17. hatten wir Frühschicht gehabt, dort auf der Insel beim Materialtransport. Da war ich Schichtbrigadier. (...) Wir hatten noch nichts gehört, das sich was tut. Wir sind den Tag nach Hause gekommen wie immer. „Heute gehen wir schwoofen!“ Denn wenn man nun tagtäglich so viele Jahre da in der Baracke im Justlager lebt, da ist das doch klar. Also sind wir losgegangen, mit 'm Freund, nach Fürstenberg, losgegangen in der Hoffnung, als erste drin zu sein und einen guten Platz zu bekommen. Aber da sind wir erst mal in die Gaststätte. „Löwe“ hieß die, war vis a vis vom Markt, wo der Blumenladen an der Ecke ist. Der Tanzsaal war ja noch nicht offen; da haben wir nur 'n Bier getrunken und 'n bisschen gequatscht. Und denn haben wir gehört draußen, da ist so viel Lärm. Na ja, dann wurden wir neugierig und mußten ja gucken gehen. Da haben wir denn den Demonstrationszug gesehen auf 'm Marktplatz. Da haben sie denn gestanden: Menschen, Menschen, Menschen. Und da haben wir denn auch gewußt, daß was im Gange ist, weil sie doch hoch ins Parteihaus sind; und wir haben dann auch gesehen, wie sie Akten und alles aus den Fenstern rausgeschmissen haben. Ja, die Leute waren aufgebracht: „Raus ihr Hunde, kaputt ihr Hunde!“, haben sie geschrien. Natürlich war ich auch dafür und nicht dagegen. Aber daß ich nun hätte mitmachen wollen, das kann ich nicht sagen. Dazu hatte man gar keine großen Gedanken. Man dachte nur: „Hoffentlich ist bald Schluß, hoffentlich können wir wieder schwoofen gehen.“ Natürlich hatten wir auch Wut zu der Zeit. Man durfte ja damals kein Wort riskieren, dann wurde man ja gleich eingesperrt. Hat mein Bruder erzählt, wie er in den Knast gekommen ist? Aber man wußte ja nicht, was das ist und was das wird. Wir haben bloß dagestanden und zugeguckt. Und dann haben wir gesehen, wie die Russen aufgefahren sind - mit Panzern und alles. Dann kamen die ganzen Polizeiwagen angefahren, und die wurden denn beladen. Da hat man ja nur gesehen, daß man noch wekommt, daß man nicht auch eingeknastet wird. Ich sagte noch zu meinem Kumpel: „Gucke, die gehen alle zur Erholung.“ Und dann kommt ein Polizist auf uns zu und sagt zu mir: „Kommen Sie mal bitte mit, ich muß Sie mal sprechen!“ Na ja, 'n Polizist, muß man ja mit. Ich sage noch: „Was wollen Sie denn eigentlich?“ - „Ja, ich muß Sie bloß mal sprechen.“ - Dann ging er immer weiter mit mir. Ich sage: „Ich denke, Sie wollten mich was fragen?“ - „Halten Sie die Schnauze; Sie werden ja wissen, was Sie gemacht haben“, meent er denn nur. Und dann ging's zum Auto, Handschellen um

und ruff auf den Wagen, und denn ging's ab nach Frankfurt an der Oder. - Ne, meinen Freund hat man nicht mitgenommen. Bloß mich, weil ich so'n Nickyhemd anhatte, Cowboy oben. Na, wenn man das bekommen hatte, war man doch richtig glücklich. Und da hat man mich denn mitgenommen. Der Freund hatte zwar ooch lange Haare, aber vielleicht kein Nickyhemd, oder nicht so'n buntes, wie ich. Da war'n weißes Pferd drauf mit'm Cowboy oben mit'm Lasso. Ob nun deswegen oder wegen meine Haare, weil ich so hübsche lange mit Dauerwellen hatte, wie das damals so Mode war - als Bengel hat man das doch alles mitgemacht -, weeß ich nicht. - Dann ging's ab nach Frankfurt, in die Gartenstraße ins Gefängnis.

Wie es ihm dort ergangen ist, soll hier ausgespart bleiben. Immerhin hatte dieser junge Mann Glück, gehörte er doch zu den Inhaftierten, die nach etwa zehn Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt wurden. Für ihn blieb der Gefängnisaufenthalt eine Episode ohne tiefgreifende Folgen. Andere Verhaftete traf es weitaus härter. Wie etwa den erwähnten Elektromeister Danschke aus Fürstenberg, der auf der Grundlage einer konstruierten, auf Denunziation beruhenden Anklage zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Welches Ausmaß die Bestrafungen der sogenannten Rädelsführer hatten, belegen die überlieferten Gerichtsakten, aufbewahrt in der Frankfurter Filiale der Bundesbehörde für die Stasiunterlagen. Diesen Unterlagen zufolge, die als Erster der Ortshistoriker Günter Fromm eingesehen und ausgewertet hat, wurden im Zusammenhang mit der Junierhebung in Stalinstadt/Fürstenberg mindestens 95 Personen verhaftet, von denen 66 Personen wieder freikamen; 27 der Inhaftierten waren noch keine 18 Jahre alt; nur 19 waren älter als 24 Jahre. Gegen 31 Verhaftete erhob die Staatsanwaltschaft Anklage, 26 wurden zu teils hohen Haftstrafen verurteilt. Die höchste Strafe betrug acht Jahre Zuchthaus, die niedrigste drei Monate Gefängnis bzw. im Falle eines 16jährigen wurde Heimerziehung verordnet; die restlichen fünf Angeklagten wurden offenbar mangels Beweisen oder wegen Unerheblichkeit der ihnen zur Last gelegten Straftaten freigelassen. Anklage wurde nach Artikel 6 der DDR-Verfassung und dem Strafgesetzbuch nach § 125 (Landfriedensbruch) und § 113 (Widerstand gegen die Staatsgewalt) erhoben; in seltenen Fällen wurde auch nach Kontrollratsdirektive 38 verurteilt. Anklagepunkte waren Sachbeschädigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Haus- bzw. Landfriedensbruch und Boykotthetze. Daß es sich hier um keine fairen Prozesse handelte, sondern um Willkür- oder Racheakte einer politischen Diktatur sei nur angemerkt. Mit zwei in Frankfurt/Oder öffentlich geführten Schauprozessen und den darin ausgesprochenen drakonischen Strafen wollte man politische Gegner einschüchtern und sich die Staatsbürger untertan machen. Allerdings war das nur die eine Seite der Reaktion der Staatsmacht auf die Junierhebung, zu der auch der großflächige Ausbau des Überwachungsapparates, des Ministeriums für Staatssicherheit, gehörte. Andererseits reagierte die DDR-Führung mit weitgehenden Zugeständnissen auf die materiellen und sozialen Forderungen der Bevölkerung - zu Lasten des ehrgeizigen, überzogenen Industrialisierungsplanes. Wie das konkret für Stalinstadt aussah, kann hier nicht mehr erläutert werden. Es sei nur vermerkt, daß die nach der Junierhebung praktizierte Doppelstrategie bei vielen DDR-Bürgern, so

auch in dieser Region, die gewünschte systemintegrierende Wirkung hatte und zumindest so lange anhielt, als ein wirtschaftlicher Aufstieg der DDR spürbar war. Der 17./18. Juni, von der DDR-Propaganda als faschistischer oder imperialistischer Putschversuch ausgegeben und zugleich auf seinen ökonomischen Gehalt reduziert, geriet bei vielen Zeitgenossen sehr bald in Vergessenheit; nur von wenigen wurde er als einschneidende Zäsur von persönlicher Bedeutung erlebt bzw. erinnert.

Aus dem Dargestellten sollte hervorgegangen sein, daß StalinStadt keine Sonderrolle in bezug auf den Juni 1953 in der DDR gespielt hat, sondern daß er auch hier ähnlich wie in anderen Aufstandsorten verlaufen ist: Beginnend am 17. Juni in der Frühschicht mit heftigen Diskussionen und Arbeitsniederlegungen, im Zeichen der Solidarität mit den Berliner Bauarbeitern stehend, gipfelnd in einer massenhaften Protestdemonstration für ökonomische wie politische Forderungen. Wie anderswo zogen die Demonstranten auch hier zur örtlichen Machtzentrale, wo es auch zu Gewaltakten einzelner Demonstranten kam. Ebenfalls wie in anderen Aufstandsorten wurde auch hier der Massenprotest durch das Eingreifen sowjetischer Militäreinheiten und eigener Polizeikräfte niedergeschlagen, wobei es Verletzte und viele Verhaftete gab. Auch hier wurde am selben Tag noch der Ausnahmezustand verhängt und rigoros durchgesetzt. Dennoch gingen am 18. Juni und in den Folgetagen (hier bis zum 21. Juni) die Arbeitsniederlegungen an einzelnen Baustellen noch weiter bzw. begannen überhaupt erst. Es kam vereinzelt auch zu weiteren Protestversammlungen, auf denen in seltenen Fällen sogar der Rücktritt der Regierung (so am 18. Juni auf Belegschaftsversammlungen des Gleisbau Cottbus) und die Freilassung der Inhaftierten vom 17. Juni gefordert wurde. Unterschiede im Vergleich zu den Höhepunkten des Aufbegehrens in Berlin, Magdeburg, Halle, Bitterfeld und Leipzig lassen sich insofern ausmachen, als der Massenprotest in StalinStadt/Fürstenberg weniger organisiert und artikuliert war, auch unkoordinierter ablief. Er war seinem Umfang nach kleiner (die Demonstration umfaßte schätzungsweise zwischen 1800 und 3000 Teilnehmer), in seiner Stoßrichtung diffuser und in seiner Intensität geringer als in anderen Industriezentren der DDR.